

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 13603.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die 6spaltige Fettschleife ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Anserten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Anserte können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 19/21. Telephon 2721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Der Staatssekretär des Reichsjustizamts wurde mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs beauftragt, der auf die Einschränkung der Majestätsbeleidigungsanlagen hinczielt.

Genosse Kühn von der Mecklenburger Volkszeitung, der eine zweimonatige Gefängnisstrafe wegen angeblicher Majestätsbeleidigung verbüßt, wurde nach einem Monat auf freien Fuß gesetzt.

Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte fand gestern im Zirkus Busch in Berlin statt.

Die Aussperrung von Fangeres wurde nach dreimonatiger Dauer zugunsten der Arbeiter beendet.

Die holländische Erste Kammer verwarf das Kriegsbudget; das Ministerium demissionierte.

Schmeißfliegen.

Leipzig, 12. Februar.

Es ist eine alte Geschichte, daß immer die Dummheit und die Trägheit triumphiert, wo einmal die Intelligenz und die Kraft versagt hat, scheinbar oder wirklich versagt hat. Die Erscheinung erklärt sich aus sich selbst und bedarf keiner weitläufigen Erörterung; die Schwäche erhebt sich triumphierend in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl, wenn sie sieht, daß die Stärke einmal nicht ans Ziel gelangt.

Deshalb ist es nichts Auffallendes, daß sich nach der sogenannten Niederlage, die unsere Partei in den letzten Reichstagswahlen erlitten hat, alle politischen Schwachköpfe mit guten Ratschlägen an sie herandrängen, mit Ratschlägen etwa des Kalibers: Haben wir es nicht immer gesagt, daß Ihr den Kopf gar zu hoch tragt? daß Ihr sein bescheiden und zaghaft sein, daß Ihr nach berühmten Mustern den Verhältnissen Rechnung tragen solltet? Und wahrhaftig — sie haben es immer gesagt, daß es uns wohl ergeben würde auf Erden, wenn wir solche politische Schwachköpfe sein wollten, wie sie selbst sind.

Sie irren sich jedoch, wenn sie sich einbilden, daß wir in der Stunde der sogenannten Niederlage für ihr Veredelungsfähiger sein würden, als in der Stunde des Erfolges. Ganz im Gegenteil! Daß diese Schwachköpfe so schwachköpfig sind, sich einzubilden, die Rot solle uns belehren, macht sie und ihre Ratschläge uns nur noch verächtlicher, als sie uns von jeher gewesen sind. Allerdings der deutsche Liberalismus hat auf diese gloriose

Weise die Welt zu erobern geglaubt; er hat jedesmal, wenn er Prügel erhielt, um so dummfüriger gefuscht, aber was hat er damit erreicht und worin besteht die fröhliche Urständ, die er in diesen Wahlen gefeiert haben will? Darin, daß ihm die Regierung, eine Regierung Bülow-Dernburg, gnädiglich gestattet, ihren Handlanger zu spielen in solchen Fällen, wo selbst das reaktionäre Zentrum aus Gründen des Selbsterhaltungstriebes, nicht für Handlangerdienste zu haben ist.

Es gehört wirklich eine eigene Art von Unverschämtheit dazu, wenn die Propheten dieser Politik sich jetzt mit ihren unerbetenen Ratschlägen der sozialdemokratischen Partei aufdrängen wollen. Sie sollten sich doch diesen letzten Rest von Selbsterkenntnis bewahrt haben, um zu erkennen, daß ihre Taten viel zu sehr gegen sie schreien, als daß sie sich von ihren gleichnerischen Worten auch nur den leisesten Erfolg versprechen dürften. Nehmen wir einmal die Voraussetzung an, von der diese Leute ausgehen, daß nämlich die politische Selbstentwürdigung, die der gesamte Liberalismus mit einzelnen, sehr wenigen Ausnahmen in den Wahlen betätigt hat, dazu beigetragen habe, die Sozialdemokratie zu schädigen, so würde sich daraus doch nur die dreifache Notwendigkeit ergeben, daß die Sozialdemokratie sich niemals auf ähnliche Wege der politischen Selbstentwürdigung verziehen dürfe.

Es fällt uns deshalb nicht ein, zu bestreiten, daß diese Wahlen auch für die revolutionäre Arbeiterbewegung beachtenswerte Lehren enthalten. In unsern Spalten wurde schon am Morgen nach dem 25. Januar gesagt, daß wir eine historische Erfahrung mehr gemacht hätten, und eine solche Erfahrung hat immer ihren gebührenden Einfluß auf unsere zukünftige Taktik. Das liegt in der Natur der Dinge selbst, deren Logik sich durchsetzen würde, auch wenn kein Mitglied der Partei sie beachten wollte. Aber tatsächlich beachtet sie jedes Mitglied der Partei, und die wohlwollenden Ratgeber, die sich jetzt vor unserer Tür drängen, dürfen — wenn sie wirklich nichts anderes, als ein edles, menschliches Mitgefühl befeelt — des getrostesten Glaubens leben: So weit die deutsche Sozialdemokratie Fehler begangen hat, die ihr die Mandatsverluste vom 25. Januar und 5. Februar eingetragen haben, so wird sie diese Fehler sehr bald herauszurechnen wissen.

Nur daß sie gerade von dem, was sie nach Absicht dieser edlen Freunde von Ratgebern aufgeben soll, auch nicht ein Zitelchen aufgeben wird! Sie wird nicht ein Atom opfern von ihrem schroffen stolzen revolutionären Prinzip. Ihr diese Zunftung politischer Ehrlosigkeit zu stellen, vermögen wirklich nur Leute, wie die deutschen Liberalen, die in der strengen Uebung politischer Ehrlosigkeit alt und grau geworden sind. Man gestatte uns, das ganze Verhältnis, um das es sich hier handelt, an einem historischen Beispiel klar zu machen! Als der alte Fritz in der Schlacht bei Kollin geschlagen worden war, summten die Schmeiß-

fliegen von guten Freunden, und an der Spitze seine eigenen Brüder, gerade so um ihn, wie heute um die Sozialdemokratie. Es waren ganz ähnliche Redensarten vom „Phaeton“, der seine Kraft überschätzt, der zu hoch hinaus gewollt, der seine besten Freunde in brutalem Uebermut vor den Kopf gestoßen habe. Und es waren auch ähnliche Ratschläge, von denen sie überströmten: gib doch diesen Landstrich an Oesterreich, jenen an Frankreich, einen dritten an Rußland, und du kannst als ein mächtiger König in Herrlichkeit und Freuden leben.

Der alte Fritz war nun aber in seiner Art auch ein Prinzipienmann. Gewiß war sein Prinzip besonderer Art: es bestand darin, möglichst viel Land und Leute ihrer legitimen Besitzern abzuknöpfen, aber dann kein Atom davon preis zu geben. Er sagte also den Schmeißfliegen, die nach der Schlacht bei Kollin um ihn summten: Schert Euch zum Teufel! Er lernte aus der Niederlage bei Kollin und führte den Krieg fortan nach andern taktischen Methoden, aber von seinem Prinzip gab er kein Atom preis, sondern trug fortan Gift in der Tasche, um sich — wenn sein Prinzip nicht durchzusetzen war — vorher selbst in ein besseres Jenseits zu expedieren. Jedoch es gelang ihm, sein Prinzip durchzusetzen, und die liberalen Historiker, die seine Geschichte geschrieben haben, versehen mit aller pomphaften Würde darzulegen, daß er eben dadurch eine historische Gestalt geworden sei, während er nur als ein elender Jammerkerl in der Geschichte figurieren würde, wenn er nach der Niederlage bei Kollin auf die guten Freunde gehört hätte.

Es versteht sich, daß wir durch diesen historischen Vergleich unsere erhabene Sache nicht herabsetzen wollen, indem wir sie etwa mit den verwerflichen Plänen und Zielen jenes preußischen Königs auf eine Stufe stellen. Der springende Punkt unseres Vergleichs ist vielmehr nur, die Heuchelei der liberalen Selben aufzuzeigen, die uns zumuten, auch nur ein Atom der Beschlüsse von Dresden und Jena preis zu geben. Entweder sind sie elende Heuchler, die uns in den Sumpf führen möchten, oder sie meinen es ehrlich, und dann hat ihr Eunnuchendienst den letzten Rest politischen Ehrgefühls in ihnen abgestumpft.

In dem einen wie in dem anderen Falle antworten wir ihnen im „Sauerdenton“ des alten Fritz: Schert Euch zum Teufel!

Revolution in Rußland.

Der Bloß der sozialistischen Parteien in Petersburg.

Aus Petersburg schreibt man uns vom 8. Februar:

Das große politische Ereignis des Tages ist heute das Zusammenkommen eines Bloßs der sozialistischen Parteien in Petersburg. Die Frage eines Bloßs ist die ganze Zeit nicht von der Oberfläche verschwunden; die Presse beschäftigte sich mit ihm; in den Versammlungen wurden Redner, die eine Einigung der

Seuilleton.

Hans im Glück.

Roman von Henrik Pontoppidan.

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

118] Nachdruck verboten.

„Ach, das hat keine Not! So leicht kommt man mir nicht zu Leibe! — Und selbst wenn dem so wäre!“ fügte er unter der Einwirkung der Stimmung hinzu, aus der er durch Jwans Kommen gerissen war, und im selben Augenblick zog sichtlich ein tiefer Schatten über sein Gesicht. „Ich habe es bald satt, mich mit dem Bad herumzuschlagen. Wenn es wirklich nötig ist, überall gemeinsame Sache mit der Gemeinheit zu machen, so fragt man sich schließlich selbst, ob auch das ganze Spiel die Unkosten und die Mühe wert ist. — Um also von etwas anderm zu reden: Weißt du, daß deine Schwester und ich daran denken, in allernächster Zeit zu heiraten?“

„Vater und Mutter haben davon gesagt.“

„Nun ja, offen gestanden, die Sache nimmt mich augenblicklich mehr in Anspruch als alles Zeitungsgeschwätz. Sage mir einmal — da du nun doch hier bist — hast du eine Ahnung davon, was für Atteste man vorbringen muß, um hierzulande anständig verheiratet zu werden?“

„Hast du die Sachen noch gar nicht geordnet. Ich glaube —“

„Ja, das ist auch gewiß verkehrt von mir. Ich habe es vergessen. . . oder vielmehr: du: ich habe mich nicht entschließen können, selbst auf diese öffentlichen Bureaus zu laufen, wo ich stets so wütend werde über die Ueberlegenheit, mit der einem die Leute begegnen, daß ich Standal mache. Könntest du mir nicht den Gefallen tun, die

Angelegenheit für mich zu ordnen? Ich weiß, daß man sich z. B. an ein paar Magistratsbureaus zu wenden hat. Dann muß auch, glaube ich, etwas öffentlich ausgehängt werden. Das ist ein verteufler Kram.“

Jwan, der daran gewöhnt war, daß ihn Hans bei allen Gelegenheiten als Kaufungen benutzte, sagte ohne langes Bedenken ja. Dafür nahm er ihm aber das Versprechen ab, ein wachames Auge auf den verdächtigen Herrn Steiner zu haben und einzuschreiten, sobald dieser nur ein einziges Mal öffentlich als Vater des westjüdischen Freibausprojekts genannt würde.

Er hatte seine Altkempe schon unter den Arm geschoben und stand an der Tür, um zu gehen, als er sich noch einmal nach Hans umwandte, der am Schreibtisch sitzen geblieben war.

„Das ist wahr. . . Sage mir doch, ist da irgend jemand in deiner Familie, der Kirstine Margrete heißt? Eine Predigerwitwe hier in der Stadt?“

Es durchsuchte Hans. Das waren die Vornamen seiner Mutter.

„Nein!“ sagte er mit einem fast verglasten Ausdruck. „Weshalb fragst du danach?“

„Ach,“ entgegnete Jwan ein wenig verlegen, wie er es zu werden pflegte, wenn er ausnahmsweise einmal mit Hans von seinen Familienverhältnissen sprach. „Ich sah zufällig heute morgen in der Berlingsken Zeitung unter den Todesanzeigen den Namen Sidenius. Nun, dann Adieu! Wir sehen dich also heute nachmittags!“

Noch mehrere Minuten, nachdem sich die Tür hinter Jwan geschlossen hatte, sah Hans auf seinem Stuhl, ohne sich zu rühren. Als er sich endlich erhob, um an den elektrischen Knopf zu gehen, merkte er, daß ihm schwarz vor Augen wurde. Gleichzeitig aber gingen ihm Gedanken fast ärgerlicher Art durch den Kopf. Das fehlte nur noch, daß ihn auch das gerade jetzt treffen mußte! Er war doch wirklich ein geplagter Mann!

„Wollen Sie mir die Berlingske Zeitung von heute morgen bringen,“ sagte er zu dem Zimmermädchen, als sie hereinkam.

Als er bald darauf das entfaltete Blatt in den Händen hielt und in der langen Reihe von Todesanzeigen den fettgedruckten Namen der Mutter erblickte, erblickte er. Da stand:

„Unsre liebe Mutter Kirstine Margrete Sidenius, Witwe des Pfarrers Johannes Sidenius, ist heute zum ewigen Frieden eingegangen.“

Tiefe Bekanntmachung war unterschrieben: „Die hinterlassenen Kinder.“ Und diese Worte starrte Hans jetzt unbestimmt an, bis es ihm vor den Augen flimmerte und die Buchstaben zu einem Nebel zerfloßen.

Noch vor wenigen Tagen hatte er seinen nächtlichen Besuch vor der Wohnung der Mutter wiederholt; und es durchschauerte ihn, wenn er daran dachte, daß sie vielleicht in jener Nacht in den letzten Zügen gelegen habe. Es war auch damals Licht hinter einem der Fenster gewesen, und er hatte Schatten sich auf dem Rouleau betwogen sehen.

Nun ja — was hätte es wohl nützen können, wenn er zugegen gewesen wäre? sagte er mit einem Versuch, sich selbst zu beruhigen. Zu einem wirklichen Geständnis, geschweige denn zu Einräumungen solcher Art, wie sie allein die Mutter hätten befriedigen können, würde es doch nicht gekommen sein. Deswegen war es vielleicht gerade gut, daß sie ihn so weit fort geglaubt hatte, wie es auch für ihn ein Glück war, daß er nichts von ihrem Zustand gewußt hatte. Er hätte sich sonst vielleicht verleiten lassen können, aus Rücksicht auf ihren Seelenfrieden eine heuchlerische Szene aufzuführen, deren er sich später hätte schämen müssen. Arme Mutter! Sie gehörte nun einmal zu den vom Leben Eingeschlachteten. Die langen Jahre hinter den herabgelassenen Vorhängen des Schlafzimmers hatten allmählich ihr ganzes Wesen in lauter Sorge verwandelt. Für sie war der Tod eine Erlösung gewesen.